

gangs der Geschichte des einzelnen offen und die absolute Zukunft die seligmachende, aber auch namenlos bleibende Unbegreiflichkeit Gottes ist. Wo aber in einem konkreten Menschen in der Geschichte das nicht mehr rückgängig zu machende, siegreiche Wort der Selbstzusage Gottes als der absoluten Zukunft der Geschichte gegeben ist und geglaubt wird, da ist jene Einheit von Gott und Mensch gegeben und geglaubt, die der christliche Glaube in der „hypostatischen Union“ bekennt.

Wer fragt, wie man den Nächsten bedingungslos lieben und seine eigene Existenz radikal für ihn einsetzen könne, wie solche Liebe auch durch den Tod nicht ungültig wird, ob man hoffen könne, im Tod nicht das Ende, sondern die Vollendung in der absoluten Zukunft zu finden, die Gott genannt wird, der sucht mit dieser Frage, ob er es weiß oder nicht, Jesus. Wer diese dreifache Frage wirklich aufrechterhält und nicht verdrängt, hat es an sich nicht so schwer, die Antwort auf diese Frage in der Geschichte bei Jesus zu finden, wenn dieser ihm recht verkündet wird. Wenn er aber sich seine dreifache Frage durch Jesus und sein Leben in Tod und Auferstehung beantworten läßt, dann gewinnt er auch einen Verständniszugang zur traditionellen Christologie, die zunächst so schwer verständlich erscheint, aber letztlich auch nichts anderes besagt, als daß in Jesus siegreich und unüberholbar Gott sich selbst dem Menschen zugesagt hat als selige Antwort auf die dreifache Frage, die der Mensch nicht nur eventuell hat, die er im Grunde vielmehr selber ist.

Danksagung unter Illusions-Verdacht

Gedanken zu einem scheinbar neuen Problem

Franz-Josef Steinmetz SJ, München

„In neuen Sprachen zu reden“, ist nach Auskunft des Neuen Testamentes nicht nur nicht verboten, sondern geradezu ein Zeichen dafür, daß man gläubig geworden ist (vgl. Mk 16, 17). Insofern wird man im Bereich des Christlichen eine Rede nicht allein schon deshalb ablehnen, weil sie uns „neu“ oder „unerhört“ vorkommt. Gefährlich wäre es trotzdem, wollte man allem Neuen ohne weiteres und ohne kritische Prüfung nachlaufen. Vor solcher Gefahr zu warnen, sieht sich das Neue Testament ebenso veranlaßt (vgl.

1 Thess 5, 21; 1 Jo 4, 1; 2 Tim 3, 7. 14). Es dürfte gut sein, sich an beides zu erinnern, bevor wir unser Thema beginnen.

Es geht dabei zwar um ein zentrales und traditionelles Problem, um Danksagung und Dankbarkeit gegenüber Gott. Aber es geht um ganz neue Töne, die m. E. erst in jüngster Zeit im Stimmengewirr der zeitgenössischen Theologie zu hören sind. Lassen wir sie zunächst einfach auf uns wirken.

„Wir können nichts tun als klagen“

„Die Gebete der Kirche, nach der Predigt, am Beginn jeder Bibelstunde, beginnen meist mit einem breit ausgeführten ‚Wir danken dir . . .‘. Es scheint, daß auch hier eine Sprache erklingt, die uns nichts sagt. Das dort vorausgesetzte Wir ist die Gemeinschaft der Beschenkten, ihre Befriedigung strahlt sich als Dankbarkeit in die Welt hinaus“, so meint Dorothee Sölle in einem Aufsatz zum Thema „Wir wissen nicht, was wir beten sollen“. Und sie fährt fort: „Folgt man den Berichten der Synoptiker, so fällt auf, daß Jesus nicht halb so fromm war wie seine Kirche. Erstaunlich, wie wenig er lobt, preist und dankt, sich also der höheren Formen des Betens bedient, wie häufig und wie selbstverständlich er hingegen bittet. Jesus wartet, die Kirche hat. Jesus bittet, wir danken“¹.

Die Alternativen, die im vorstehenden Abschnitt aufgestellt werden, sind jedenfalls für katholische Ohren ungewohnt. Daß hier nicht etwa Undank proklamiert werden soll, ist klar. Daß aber eine deutliche Abwertung des Dankgebetes oder wenigstens eine scharfe Kritik an den herkömmlichen Formen christlicher Danksagung vorliegt, ist ebenso offensichtlich. Es heißt nämlich abschließend: „Wir können nicht mehr kultisch beten, innerhalb einer Religion, wir können nicht mehr fürbitten, weil es darum geht, uns Gott zu sagen. Dieses Sagen kann nicht dankend, sondern nur bittend geschehen und seufzend. Wir können nichts tun als klagen“². In einem etwas später erschienenen Buch spinnt die gleiche Autorin diese Gedanken noch etwas weiter aus: „Armut und Verlangen gehören zum Gebet, darum ist nicht das Danken, das so schnell die wirkliche Welt aus den Augen verliert, das, was für Jesus charakteristisch ist und ihn und seine Freunde von der Frömmigkeit der religiösi unterscheidet, sondern nun gut egoistisch, nämlich weltlich, hungrig, erotisch – das Bitten“³. Und schließlich: „Wo das Ich sich nur Gott gegenüber weiß, da hat es gut beten, fromm sein, loben und danken; je tiefer es sich aber einläßt auf diese Welt mit ihrem Hunger, ihren Verkrüppelungen und Ängsten allerorts, um so mehr wird das Gebet dem Jesu ähneln, nämlich Bitte sein. Ein Erntedankfest, begangen ohne

¹ *Die Wahrheit ist konkret*, Olten 1967, 111.

² A. a. O. 116.

³ *Atheistisch an Gott glauben*, Olten 1968, 113 f.

das Bewußtsein, daß zwei Drittel aller Menschen nicht satt werden, ist eine christliche Heuchelei⁴.

Noch erheblich schärfer ist die Ablehnung der herkömmlichen Danksagung bei jüngeren Autoren, die im Anschluß an den Deutschen Katholikentag in Essen ihre Ansichten in einem Sammelbändchen der Fischer-Bücherei veröffentlichten. Sie berufen sich u. a. auf den südamerikanischen Revolutions-Theologen Camilo Torres, der sich einmal etwa so ausgedrückt haben soll: „Ich habe aufgehört, die Messe zu feiern, um besser diese Nächstenliebe im zeitlichen, wirtschaftlichen und sozialen Bereich verwirklichen zu können. Wenn mein Nächster nichts mehr gegen mich hat, wenn die Revolution verwirklicht würde, will ich wieder die Messe feiern, wenn Gott es erlaubt“⁵. Abgesehen von der Frage, wie Camilo Torres seinen Ausspruch selbst verstanden wissen wollte (ich kann mir vorstellen, daß er ganz persönlich und nicht so grundsätzlich gemeint war), den „Kritischen Katholiken“ geht es offenbar – damit ist nur ein Minimum ihrer Forderungen angedeutet – um eine grundsätzliche Alternative: liturgische Danksagung ist abzulehnen, solange das Paradies auf Erden nicht allgemein geworden ist. „Kirchliche Verkündigung und Unterweisung suggerieren in ihrer theatra-lischen oder schein-individuellen Art die Existenz einer heilen und gerechten Welt, jenseits von Gut und Böse . . . Die christliche Verkündigung ist der Tummelplatz biblischer Sprachspiele; der Ort, von dem aus ein seichtes, unvermitteltes Wort ohne Resonanz in die Welt gestoßen wird“⁶.

Dankbarkeit und Danksagung sind zumindest problematisch geworden. Zu diesem Ergebnis kommt auch A. Röper in einem Aufsatz, der sich freilich in seiner ganzen Art und Tendenz von den bisher angeführten Zitaten unterscheidet. Immerhin heißt es bei ihr trotzdem, „die Dankgebete sollten sich auf einer bescheideneren Ebene halten; die welche sie verfassen, sollten sich überlegen, was sie selbst zu leisten imstande sind. Ich denke zum Beispiel an Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Will man den kirchlichen Gebeten, die an diesen Tagen den Gläubigen in den Mund gelegt werden (oder den Predigten, die sie zu hören bekommen), Glauben schenken, dann müßten alle, die die Messe feiern bzw. mitfeiern, von einem wahren Dankesjubel erfüllt sein. Ist es aber nicht vielmehr so, daß man nicht ‚mitkommt‘, sich als hilflos gegenüber dem erfährt, das einen ‚an sich‘ mit Jubel erfüllen könnte, müßte und sollte?“⁷ A. Röper will sich einerseits damit

⁴ A. a. O. 114.

⁵ *Kritischer Katholizismus. Argumente gegen die Kirchengesellschaft*. Hrsg. v. Ben van Onna und Martin Stankowski, Frankfurt 1969, 122.

⁶ A. a. O. 33.

⁷ *Zum Problem der Dankbarkeit gegen Gott*, in: Entschluß. Monatsschrift für aktives Christentum 27 (1971) 57.

begnügen, die Welt zu einem Auftrag Gottes an den Menschen zu erklären, der an der Gestaltung der Welt mitarbeiten soll, damit das darin herrschende Unglück und Leid verringert würden. Die Leidenden selbst hätten ihre Aufgabe erfüllt, „wenn sie die Welt, die sie als leidvoll erfahren, so auszuhalten versuchten, daß es nicht auf eine Anklage, einen Protest gegen den Schöpfer dieser *so* geschaffenen Welt hinausliefe, sondern auf ein zwar mühsames, aber doch ehrliches Ja zu diesem“⁸. Ihr Fazit? „Ein solches Aushalten der Welt wäre zwar kein jubelnder Lobpreis, keine jubelnde Dankbarkeit. Aber mit demselben Recht, mit dem behauptet wird, Gott verlange Dankbarkeit und Lobpreis unabhängig davon, als was der Betreffende die Welt erfährt, könnte auch behauptet werden, Gott sei mit einem Ja zufrieden, das der Mensch sich abquält und abringt, denn im einen wie im anderen Fall weiß man nichts Sichereres“⁹.

Das sind zweifellos neuartige Töne. Sie spiegeln eine zumindest verbreitete Stimmung. Es fällt heute vielen Menschen schwer, zu verstehen, was das eigentlich heißen soll, Gott dankbar zu sein. Es erscheint ihnen angesichts ihrer Unheils-Situation zu paradox, auch noch Danke-Schön sagen zu sollen. Oder es wird ihnen, wie es Dietrich Bonhoeffer einmal formulierte, „gar nicht bewußt, daß der Mensch unendlich mehr empfängt, als er gibt, und daß Dankbarkeit das Leben erst reich macht. Man überschätzt leicht das eigene Wirken und Tun in seiner Wichtigkeit gegenüber dem, was man nur durch andere geworden ist“¹⁰. Jedenfalls scheint die auffällige Abnahme der liturgischen Frömmigkeit u. a. auch damit zusammenzuhängen, daß in ihr die Eucharistie, die Danksagung, zu stark zum Ausdruck kommt. Klage- und Protestliturgien, die zum sozialen Handeln aufrufen, finden größeren Anklang¹¹.

Als Stimmungs-Hintergrund, von dem sich freilich die soeben vorgetragene Kritik an der herkömmlichen Dankbarkeit noch deutlich unterscheidet, ist wohl Bertolt Brechts „Großer Dankchoral“ besonders geeignet. Er sei daher an dieser Stelle ebenfalls angeführt¹²:

Lobet die Nacht und die Finsternis, die euch umfangen!
 Kommet zuhauf
 Schaut in den Himmel hinauf:
 Schon ist der Tag euch vergangen.

⁸ A. a. O. 58.

⁹ A. a. O. 59.

¹⁰ Zitiert bei J. Zink, *Wie wir beten können*, Stuttgart 1970, 182.

¹¹ Politisches Nachtgebet.

¹² Zitiert in F. Hahn, *Bibel und moderne Literatur*, Große Lebensfragen in Textvergleichen, Stuttgart 1966, 115 f.

Lobet das Gras und die Tiere, die neben euch leben und sterben!
 Sehet, wie ihr
 Lebet das Gras und das Tier
 Und es muß auch mit euch sterben.

Lobet den Baum, der aus Aas aufwächst jauchzend zum Himmel!
 Lobet das Aas
 Lobet den Baum, der es fraß
 Aber auch lobet den Himmel.

Lobet von Herzen das schlechte Gedächtnis des Himmels!
 Und daß er nicht,
 Weiß euren Nam' noch Gesicht
 Niemand weiß, daß ihr noch da seid.

Lobet die Kälte, die Finsternis und das Verderben!
 Schauet hinan:
 Es kommt nicht auf euch an
 Und ihr könnt unbesorgt sterben.

„Bleibt wach im Dank gegen Gott“ (Kol 4, 2)

Wer von der traditionellen kirchlichen Liturgie oder auch von der üblichen Theologie her denkt, kann den Klang solcher Worte zum Thema „Danksagung“ nicht anders als fremdartig oder gar als schrillen Mißton empfinden. Man rufe sich nur wieder jene bekannte Akklamation in Erinnerung, die in jeder hl. Messe vorkommt, ob sie nun als Requiem, in der Fasten- und Advents-Zeit oder am Ostertag gefeiert wird. Fast in jeder Präfation heißt es, es sei geziemend und heilsam, würdig und recht, Gott *immer* und *überall zu danken*. Das ist vom Wortlaut her zumindest mehr als eine andere Tonart, es ist ein lauter Widerspruch zu dem, was im ersten Teil unserer Überlegungen skizziert wurde.

Was zunächst die Behauptung betrifft, Lobpreis und Dank spiele bei Jesus selbst – im Unterschied zu seiner Kirche – nur eine geringe Rolle, so ist nicht allein der theologische Ansatz einigermaßen schief, sondern die Behauptung selbst sachlich unkorrekt. Auch die Synoptiker lassen Jesus zu wiederholten Malen danken oder preisen¹³. „Ich preise dich, Vater, Herr

¹³ Vgl. J. Jeremias, *Neutestamentliche Theologie I. Die Verkündigung Jesu*. Gütersloh 1971, 185 f.: „Wir dürfen vermuten, daß der Dank im Leben und Gebetsleben Jesu beherrschend gewesen ist.“

über Himmel und Erde“, heißt es bei Mt 11, 25, „daß du dies vor den Weisen und Klugen verborgen gehalten hast, um es den Einfältigen zu enthüllen“ (vgl. Lk 10, 21). Von den geheilten zehn Aussätzigen erwartet Jesus Dankbarkeit gegenüber Gott und spricht gewissermaßen sein Bedauern darüber aus, daß nur ein einziger „Gott die Ehre gegeben hat“ (Lk 17, 18). Anerkennung, Lobpreis und Dank für empfangene Wohltaten erscheint als grundlegender religiöser Akt. In den Berichten über die Brotvermehrung heißt es ausdrücklich, „er dankte“ (Mk 8, 6; Mt 15, 36), „er sagte den Lobgespruch“ (Mt 14, 19; Mk 6, 41; Lk 9, 16; Mk 8, 7). Danksagen ist schließlich für die Berichte vom letzten Abendmahl charakteristisch (Mt 26, 27; Mk 14, 23; Lk 22, 19). Und erst nachdem sie den Lobgesang gesungen hatten, gehen Jesus und seine Jünger hinaus zum Ölberg (Mt 26, 30).

Der große Apostel und Theologe der Danksagung freilich ist Paulus. Hier sei zunächst nur an die Hauptlinien seines Denkens erinnert¹⁴. Nach seiner Ansicht ist es Gottes Wille in Christus Jesus, in allem dankbar zu sein (1 Thess 5, 18). Es gehört zu den fundamentalsten Akten der Anerkennung Gottes, daß ihm „Ehre und Dank“ erwiesen wird (Röm 1, 21). Paulus nimmt die Mühsal seines Apostolates im Grunde auf sich, „damit die Gnade, je mehr Menschen in den Dank gegen Gott einstimmen, nur immer größer werde zu Gottes Verherrlichung“ (2 Kor 4, 15). Ja, für die Rettung des Paulus aus verzweifelter Lage soll vielfältiger Dank aus dem Munde vieler Beter zu Gott emporsteigen (2 Kor 1, 11). Der Apostel fragt sich sogar: „Wie können wir Gott gebührenden Dank abstatten für all die Freude, die uns vor Gott euretwege erfüllt“ (1 Thess 3, 9). Mit anderen Worten: Danken erscheint bei Paulus zunächst als selbstverständliche Pflicht, ja geradezu als Motiv apostolischer Arbeit.

Interessant ist weiterhin der Gedanke, daß Wohltätigkeit geübt werden soll, damit Gott durch Dankgebete verherrlicht werde (2 Kor 9, 11). Paulus regt in Korinth eine Sammlung für Jerusalem an, und diese Kollekte hat eigentlich zwei Wirkungen: sie lindert die Not in Jerusalem und führt dazu, daß die Menschen Gott danken. „Denn der Dienst dieser Spende ist ja nicht nur dazu da, dem Mangel der Heiligen abzuhelfen, sondern auch dazu, daß er überreichlich vermehrt wird durch die vielen Dankgebete zu Gott“ (9, 12). Der Dank gegen Gott und die Dankbarkeit gegen die Mitmenschen sind untrennbar miteinander verflochten (9, 14 f.).

Danksagung ist für das menschliche Leben so entscheidend, daß der Wert unseres Handelns letztlich von ihr abhängt. „Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut; nichts ist verwerflich, was man mit Dank gegen Gott

¹⁴ Vgl. Joh. Bapt. Bauer, *Bibeltheologisches Wörterbuch I*, Graz – Wien – Köln 1962, 176–180.

zu sich nimmt“ (1 Tim 4, 4). Auch die Speisenfragen der Starken und Schwachen in Rom (Röm 14, 6) und die Frage nach dem Genuss des Opferfleisches in Korinth (1 Kor 10, 30) werden unter Verweis auf das wesentliche Element der Danksagung geklärt. Danksagung dispensiert zwar nicht ohne weiteres von liebevoller Rücksichtnahme, aber sie bleibt entscheidend: „Wenn ich etwas mit Dank gegen Gott genieße, warum sollte ich mich dann verlästern lassen, einer Sache wegen, für die ich doch das Dankgebet spreche?“ (10, 30).

Wenn etwas für die Existenz des Christen wesentlich ist, dann sicher die Danksagung (Kol 3, 17). Ein Christ muß sich nach Auskunft des Neuen Testamentes „überreich an Danksagung erweisen“ (Kol 2, 7), weil auch die Gaben Gottes überfließend sind (2 Kor 9, 14; 1 Tim 1, 14; Eph 2, 7; Phil 4, 7; 2 Kor 7, 4; Eph 3, 19; 2 Kor 12, 7). Nicht als ob die Bittgebete durch Christus überflüssig geworden wären, wie man es von der absoluten Endzeit erhoffen darf (vgl. Offb. 4, 9; 7, 12; 11, 17); aber – und hier zeigt sich sozusagen ein entscheidender Notenschlüssel für die Christlichkeit unseres Betens: die Bittgebete sollen stets mit Danksagung verbunden sein (Phil 4, 6; Kol 4, 2). Die eschatologische Heilszeit hat schon begonnen. Das Gebet des neuen Äons ist das Dankgebet.

Freilich gilt es gleichzeitig zu beachten, was mit Recht ein neueres Bibel-Lexikon bemerkt: Christlicher Dank „ist immer vom Bewußtsein getragen, auch weiterhin in der Bewährung zu stehen und damit in der Gefahr, das Erreichte wieder zu verlieren. So verbindet sich dem freudigen Dank die hoffnungsvolle Bitte, auch die Vollendung des Werkes der Erlösung zu erleben“¹⁵. Fast noch deutlicher formuliert diesen Aspekt H. Schürmann, wenn er schreibt: „Für die Zwischenzeit, „bis der Herr kommt“ (1 Kor 11, 26), wird es charakteristisch bleiben, daß es kein gedenkendes Preisen gibt ohne das Element der Bitte (als Epiklese und Fürbitte), das – außer bei der Prolepsis des endgültigen Dankes (Offb 11, 17 f.) – immer wieder mit dem neutestamentlichen Danken eng verbunden ist (vgl. Röm 1, 10; Eph 1, 16 f.; Phil 1, 3 f.; 1 Thess 1, 2 f.)“¹⁶. Aber prinzipiell läßt sich unmöglich bezweifeln, daß Dankbarkeit von Anfang an ein wesentlicher Grundzug in den christlichen Gemeinden ist, sowohl in der liturgischen Gemeinschaft als auch im persönlichen Leben. Die gleiche Einstellung findet sich bei den sogenannten Kirchenvätern und bei späteren Theologen bis hinein in die unmittelbare Neuzeit, wie sich mit Hilfe entsprechender Lexika unschwer nachweisen und überblicken läßt¹⁷. Nicht als ob dort die

¹⁵ *Praktisches Bibellexikon*, Hrsg. v. A. Grabner-Haider, Freiburg 1969, sp. 183.

¹⁶ L. Th. K. III, sp. 159.

¹⁷ Beispielaft *Dictionnaire de Spiritualité*, Paris 1937, Tom I, 178–185.

Problematik von Danksagung und Dankbarkeit unbekannt wäre oder übersehen würde, aber sie scheint nur ein geringes Gewicht zu haben und führt auf jeden Fall nur noch mehr zu der Überlegung, wie man die Menschen trotz dieser Schwierigkeiten zu der nötigen Danksagung erziehen könne. So war es nur konsequent, wenn in katholischen Grundschulen früher der Kanon „Dein Lob soll immerdar in meinem Munde sein“ zur weit verbreiteten Pflichtübung des Musikunterrichtes zählte. Der Kontrapunkt, der nun in jüngster Zeit dazu gespielt wird, ist offenbar mehr als eine Ergänzung. Er scheint die Gesetze klassischer Theologen-Harmonie nicht mehr beachten zu wollen. Was will er erreichen?

Auf der Suche nach Eindeutigkeit

Sind die Worte richtig gewählt? Ist es „das Danken, das so schnell die wirkliche Welt aus den Augen verliert“, wie man uns entgegenhält? Müssen wir wirklich „unser Bewußtsein“ ständig auffüllen mit „Hunger“, „Verkrüppelungen“ und „Ängsten allerorts“? Lernen wir von Paulus! Gewiß, auch er schreibt, die Fröhlichen sollten sich so verhalten, als freuten sie sich nicht (1 Kor 7, 30). Doch sagt er ebenso ausdrücklich, die Weinenden dürften, ja sollten sich so verhalten, als weinten sie nicht (ebd.). Ja, er gebietet: „Freuet euch mit den Fröhlichen, weinet mit den Weinenden“ (Röm 12, 15). Aus dieser Überlegung heraus dürfen wir zunächst hart bleiben: „Auch eine eheliche Umarmung, vollzogen ohne das Bewußtsein, daß Millionen vereinsamt und verwitvet sind, wäre eine pseudo-christliche Gedankenlosigkeit.“ Wer die Wahrheit konkret sagen will, sollte auch konkret bleiben und sich nicht in unmenschliche Abstraktheiten verlieren.

Die Sache, um die es wohl vor allem geht, nannte man früher: Selbstgefälligkeit, Selbstzufriedenheit. Man vergißt, man übersieht die anderen, man denkt nur an sich, an sein Wohlsein, an seine wohlgefüllte Geldbörse. Das gab es und das gibt es, und es dürfte nicht sein, sagt das Gleichnis vom reichen Prasser (Lk 16) und die Geschichte vom barmherzigen Samariter (Lk 10). Dankgebete können zur gefährlichen Formel werden, wenn nicht echte Dankesgesinnung den Blick von sich weg zu Gott und zum Elend des Nächsten lenkt, mahnt weiterhin das Gleichnis vom Pharisäer und vom Zöllner (Lk 18, 9–14). Hier heißt es aufmerken und kritisch sein, hier wollen wir unsere Überlegungen fortsetzen.

Warum geht eigentlich der dankbare Pharisäer nicht gerechtfertigt aus dem Tempel? Seine Worte entsprachen doch durchaus einer frommen jüdischen Formel, entsprachen sogar einem Psalm: „Ich sitze nicht bei Menschen, die Unrecht tun, mit den Trugvollen habe ich keine Gemeinschaft. Ich hasse die Versammlung der Frevler, bei dem Gottlosen weile ich nicht. Ich wasche meine Hände in Unschuld, und ich schreite, Herr, um

deinen Altar“ (Ps 26). Worte garantieren noch nicht die rechte Gesinnung. Das ist immer wieder – gerade bei unserem Thema – das eigentliche Problem. Der Pharisäer hat die Gerechtigkeit Gottes verfehlt, weil er sie für sich allein beansprucht hat. Selbst Worte eines Gott preisenden Psalms (vgl. besonders seinen letzten Vers) sind ihm zum Fallstrick geworden. Es ist wie im Gleichnis von den verlorenen Söhnen (Lk 15, 11–32). „Die Aufnahme des verlorenen Sohnes im Vaterhaus hat für den zu Hause gebliebenen Sohn die notwendige Konsequenz, als Sohn des Vaters zum Bruder des Bruders zu werden. Entzieht er sich der Bruderschaft mit dem Verlorenen, der zurückgekehrt ist, so entfremdet er sich damit jetzt dem Vater, dem er so lange treu gedient hat. Es gibt das Reich Gottes als Rettung der Verlorenen nicht anders als so, daß eben die Zugehörigkeit zum Reich Gottes in der Liebe zum Verlorenen ihr neues Maß empfängt“¹⁸.

Ist das im Grunde die neue Sprache, die sich zum Problem der Dankbarkeit Gehör verschaffen will, wir müßten ihr unser Ohr leihen. Hätten dann aber nicht noch andere Worte fallen sollen? Uns scheint das zumindest wünschenswert, wenn nicht sogar notwendig. Nur kann es dabei keine Eindeutigkeit geben. Was nämlich den Pharisäer zum Heuchler macht, sind (leider?) nicht seine Worte. Daher bleibt das Problem der Unterscheidung immer akut – aber für beide Seiten, für den, der dankt, und für den, der bittet.

„Gib jedem, der dich bittet“ (Lk 6, 30)

Wenn ich richtig sehe, haben unsere Gesprächspartner – natürlich je auf verschiedene Weise – bei ihrer Polemik jedoch nicht bloß das gedankenlose und das pharisäische Dankgebet im Auge. Sie kritisieren auch nicht nur die Überschwelligkeit, Verstaubtheit und Unwahrhaftigkeit gewisser Gebetsformulare.

Die Spitze der Polemik stößt tiefer. Sie fragt nach der Möglichkeit von Danksagung überhaupt und sie sieht im Dankgebet als solchem eine Gefahr für den christlichen Realismus schlechthin. Greifen wir noch einmal zwei bezeichnende Formulierungen auf. D. Sölle: „Wir können nichts tun als klagen.“ Etwas weniger radikal A. Röper: „Gott sei mit einem Ja zufrieden, das der Mensch sich abquält und abringt.“ Natürlich legen beide großen Wert darauf, daß unsere Welt als ein Auftrag angesehen wird, damit wir mitarbeiten, um das darin herrschende Unglück und Leid zu verringern. Das soll keineswegs verkannt werden. Eigentümlich ist jedoch beiden eine ungewöhnliche starke Akzentuierung der negativen Phänomene un-

¹⁸ Das Neue Testament. Übersetzt und kommentiert von U. Wildkens. Hamburg–Köln–Zürich 1970, 269.

serer Welt, die da etwa heißen: Hunger, Verkrüppelung, Angst, Katastrophe, Erdbeben, Überschwemmungen. Man hat stellenweise den Eindruck, sie tun das, was man früher der kirchlichen Predigt vorgeworfen hat: sie machen unsere Erde zum Jammertal. Fragt man warum, so scheint die Antwort zu lauten: weil die Kirche in ihren Lobgesängen jetzt zu unkritisch ist und uns eine zu schöne, heile und satte Welt vorgaukelt, die in Wirklichkeit nicht existiert.

Nun denke man nicht, wir wollten hier einen Brücken-Schlag im Sinne eines billigen Ausgleichs versuchen. Güte und Mängel, Glanz und Elend menschlichen Lebens lassen sich wahrhaftig nicht statistisch gegeneinander verrechnen. Infolgedessen kann es auch kein stabiles Gleichgewicht von Lob und Klage, von Dank und Bitte geben. Die menschliche Natur ist nun einmal äußerst labil und vielfachen Schwankungen unterworfen. Es wäre unmenschlich, diese Schwankungen zu verbieten und unehrlich, sie nicht wahrhaben zu wollen. Aber es ist etwas anderes, in solchem Sinne realistisch zu sein, oder schließlich doch nach einer Seite regelrecht umzukippen. Das Recht auf Einseitigkeit sei niemandem verwehrt. Es gibt Situationen, wo man nicht anders als einseitig sein kann, wo man um der Wiederherstellung des nötigen Gleichgewichts wegen sogar einseitig sein muß. Aus einer situationsbedingten Einseitigkeit hingegen ein Prinzip zu machen, heißt sicher, der Wirklichkeit nicht gerecht werden. Das wäre zumindest der Fall, wollte jemand Danksagung oder Dankbarkeit grundsätzlich ab-, Bitte und Klage indessen unterscheidungslos aufwerten¹⁹. Die Frage sei hier nur angedeutet, das eventuell fällige Urteil mögen sich die Autoren selbst sprechen.

Man wird vielleicht einwenden, man wolle sich auf das Problem einer Danksagung an Gott beschränken, der Dank allgemein, also auch die Dankbarkeit gegenüber einem Menschen, stehe nicht zur Debatte, solle keineswegs abgewertet werden. Lassen sich diese verschiedenen Aspekte wirklich trennen? Wenn unsere Welt so beschaffen ist, daß wir eigentlich nur klagen können, dann können auch die Menschen untereinander sich nur beklagen, und von der bittenden Klage bis zur drohenden Anklage ist dann nur ein kleiner Schritt. Es gibt keine unvermittelte Gotteserfahrung. Menschen sind beteiligt beim Zustandekommen von Katastrophen, sind mitverantwortlich bei Hunger und Elend, sind ausschlaggebend bei Krieg und Unglück. Ohne ihre Vermittlung gibt es anderseits nicht Freude und Glanz, Zufriedenheit, Geborgenheit, Glück und Liebe. Gründe also in Fülle, auch Menschen gegenüber zu bitten und zu fordern, zu jammern und zu klagen.

¹⁹ Vgl. dazu E. Kunz, *Christentum ohne Gott?* Frankfurt 1971, 151.

Anlaß aber ebenso ihnen zu danken, sie zu loben, ihnen Beifall und Anerkennung auszusprechen. Alles freilich zu seiner Zeit, und gewiß mal so, mal so. Heißt das Gefälle jedoch eindeutig Klage, ist der Kreislauf des Lebens in Gefahr. Es entsteht Enttäuschung und Resignation. Es gibt schließlich nur noch Forderung, Unruhe, Unzufriedenheit, Klage. Der ohnehin äußerst labile Kreislauf der Liebe verwandelt sich in das Tohuwabohu auseinanderstrebender Egoismen.

Eine mögliche Lösung sehe ich nicht etwa in einem ausgewogeneren Urteil über das Welt-Ganze, auch nicht etwa in der Empfehlung größerer Bescheidenheit und Selbstgenügsamkeit nach dem Motto: Contenti estote (seid zufrieden) mit Eurem Kommißbrote! (Abraham a Sancta Clara). Eine bessere Lösung bringt m. E. ein Vers des Lukas-Evangeliums aus der sogenannten Feldrede (die bei Mt Bergpredigt heißt). Er lautet: „Tut Gutes und leihet, wo ihr nichts zurückzuerhalten hoffen könnt. So wird großer Lohn auf euch warten, und Söhne des Höchsten werdet ihr sein. Denn er ist gütig gegen alle, die *undankbar* und böse sind“ (Lk 6, 35). Diese Lösung kommt etwas überraschend und ist wahrscheinlich auch nicht auf Anhieb als solche erkennbar. Sie bedarf einer Erläuterung. Aber andere Lösungen sind auf die Dauer kaum ausreichend.

Die Feldrede bei Lukas spricht die Christen zunächst durchaus im Blick auf ihre eigene arme, notvolle und bedrängte Lage an. Selig sind sie, weil Gott ihre gegenwärtige Not mit dem Anbruch der eschatologischen Heilszeit radikal beseitigen wird (6, 21–23). Fluchworte hingegen gelten denen, die wegen ihres eigenen Reichtums, Ansehens und Vermögens mit dieser bösen Weltzeit zufrieden sind (6, 24–26). Von dieser Umkehrung der Lage hatte schon Maria im „Magnificat“ gesungen (1, 46–55). Nun geht diese Verheißung durch Jesus Christus in Erfüllung. Das Tun seiner Jünger hat sich dieser Wahrheit anzupassen: sie sollen die Feinde lieben, allen Bitten den als großmütig Gebende begegnen, Gutes tun, ohne dafür Gutes zu erwarten. Interessant ist, daß im Text des Lukas dabei mehrfach vom Dank und Undank die Rede ist (im Unterschied zu Matthäus, der vom Lohn spricht). So heißt es in 6, 32: „Wenn ihr nur liebt, die euch lieben, was solltet ihr dafür besonderen Dank (χάρις) erhalten?“. In 6, 33: „Wenn ihr nur denen Gutes tut, die euch Gutes tun, was solltet ihr dafür besonderen Dank (χάρις) erhalten?“ Entsprechend verweist Lk 6, 35 auf die Güte Gottes, die sich auch auf die Undankbaren richtet. Matthäus spricht in der Parallele von Gottes Sonne, die über Gerechte und Ungerechte aufgeht (5, 45). Lukas sieht also das Problem christlichen Lebens deutlich unter dem Aspekt der überströmenden Charis. Er sprengt den Horizont unserer klagenden Not auf, er zieht uns heraus aus dem Sog des fordernden Bittens hinein in den Raum der schenkenden Gnade. Gott überwindet uns durch seine Charis

und durch uns auch die übrigen Undankbaren, bis alle in Danksagung (εὐχαριστία) leben.

Über den ethischen Anspruch solcher Rede wäre freilich noch manches zu sagen. Hier ging es nur um diesen einen Aspekt. Wer bloß bittend und klagend aufschaut zum Spender alles Guten, wird sich mit Danksagung und Lobpreis schwer tun. Er muß dauernd fürchten, daß ihm auch noch das Wenige, was er schon hat, genommen wird oder abhanden kommt. Wer hingegen die Großmut Gottes mitzuvollziehen sucht, wird bald manches finden, das ihm Dankesworte in den Mund legt.

In der Schule des Paulus

Wie solcher Dank- und Lobpreis²⁰ aussehen könnte und wie er christlich verantwortet wird, sei nun mit Hilfe einiger Texte aus den Paulusbriefen illustriert. Es ist bekannt, daß der Apostel Paulus seine Briefe fast immer mit einer Danksagung an Gott beginnt (nur der Galaterbrief bildet eine Ausnahme). Diese Einleitungen haben schon oft Beachtung gefunden²¹. Man hat sich gefragt, ob und wieweit Paulus von einem orientalischen oder griechischen Brauch abhängig sei, ob es sich bei der Danksagung um bloße Höflichkeitsformeln handele, ob sie vielleicht hier und da (angesichts von Mißständen in einer Gemeinde) vor allem als Ironie zu interpretieren sei. Uns interessiert hier weniger die Form als der Inhalt. Wir möchten sehen, wie Paulus die christliche Danksagung motiviert, wie er sie sozusagen verantwortet.

Beginnen wir mit dem wohl ältesten Dokument des Neuen Testamentes, dem ersten *Thessalonicherbrief*. In dankbarem Rückblick auf die Zeit seines missionarischen Wirkens, wenn auch zugleich in Sorge um seine junge Gemeinde in ihrer gegenwärtigen Verfolgungssituation erlaubt sich Paulus folgende Einleitung: „Wir *danken* Gott *immerfort* im Blick auf euch alle, wenn wir in unserer Fürbitte an euch denken. Unablässig haben wir im Gedächtnis, wie sich euer Glaube im Werk, eure Liebe im Einsatz und eure Hoffnung auf unseren Herrn Jesus Christus in der Geduld vor Gott, unserem Vater erwiesen hat“ (1, 2 f.).

Lehrreich ist schon, wie der Apostel den Dank an Gott mit der gratulierenden Anerkennung der Gemeinde in Saloniki kombiniert. Es wird zwar

²⁰ Das Hebräische kennt übrigens kein eigenes Wort für »danken«, Lob- und Danklieder lassen sich höchstens nach sachlichen Gesichtspunkten unterscheiden. Außerdem gibt es das vielschichtige Wort „barak“, das sowohl *preisen* als auch *segnen* bedeutet. Diese Eigentümlichkeit erlaubt im Hebräischen und im Griechischen ein Wortspiel, das sich zwar noch im Lateinischen, nicht aber im Deutschen wiedergeben läßt. Berühmtes Beispiel ist Eph 1, 3: Benedictus Deus, qui benedixit nos in omni benedictione. Vgl. dazu H. Schlier, *Der Brief an die Epheser*, Düsseldorf ⁵1965, 42 ff.

²¹ Vgl. Béda Rigaux, *Paulus und seine Briefe*, München 1964, 171 f.

immer wieder behauptet, daß in der Bibel weit öfter vom Dank gegen Gott als vom Dank gegen Menschen die Rede sei. Schaut man allerdings genau hin, so wird klar, daß dabei alles andere als ein vertikal-individualistischer Aufblick zu Gott propagiert wird. Bezeichnend ist etwa die Geschichte vom aussätzigen Samariter, der, wie er sah, daß er geheilt war, Gott preisend zurücklief, aber dem Menschen Jesus zu Füßen fiel und ihm dankte (Lk 17, 15). Typisch ebenso die Art und Weise, wie Paulus in seinen Briefen vorangeht. Er lobt gewissermaßen Gott und die Gemeinde zugleich. Ihre aus dem Glauben heraus entstandenen Werke, ihre einsatzfreudige Liebe sind Grund seiner Anerkennung, aber auch Motiv seines Dankes gegen Gott. Das Bewußtsein, daß Gott der Ursprung alles Guten ist, läßt den Apostel in seinem Dank niemals einfach beim Menschen stehenbleiben.

Bemerkenswert ist weiterhin, daß nicht bloß die werktätige Liebe der Thessalonicher Anlaß für dankbares Gedenken ist, sondern ebenso ihre „Hoffnung“ und „Geduld“. Sie sind keine Selbstverständlichkeiten, keine Belanglosigkeiten, kein bloßes „noch-nicht-am-Ziel-sein“. Sie sind – auch wenn wir uns schwer tun, solche Haltung zu bejahen – schon ein ausreichendes Motiv zur Danksagung. Zugleich wird freilich deutlich, daß Fürbitte und Dank miteinander verbunden sind. Paulus dankt „immerfort“, aber er tut es während der Fürbitte. Es scheint mir nicht ausgeschlossen, daß er so etwas wie unser „Memento“ während der Eucharistiefeier meint. Jedenfalls findet er Gründe genug, Bitte und Dank als Einheit zu formulieren.

Besonders herzlich gestaltet er seine Einleitung im Brief an die *Philipper*, obwohl dieser Brief aus einer Gefangenschaft kommt (auch wenn wir nicht absolut sicher angeben können, wo sich Paulus nun gerade aufhält). Er meint: „Ich *danke* meinem Gott für euch, *immer* wenn ich an euch denke und in allen meinen Gebeten für euch alle eure Namen nenne. Mit Freude *danke* ich ihm dafür, daß ihr vom ersten Tage an bis heute miteinander am Fortgang der Heilsbotschaft teilhabt, und ich habe das gewisse Vertrauen: Gott wird das gute Werk, das er in euch angefangen hat, zur Vollendung führen bis zum Tage Jesu Christi. Und es ist recht, daß meine Gedanken für euch alle in diese Richtung gehen“ (Phil 1, 3-7). Bei aller Verwandtschaft dieser Verse mit dem vorher zitierten aus dem Thessalonicherbrief zeigt sich doch auch ein neues Motiv. Es ist die Zuversicht, daß Gott das begonnene Werk vollenden wird. Ohne dieses Vertrauen wäre christliche Danksagung ständig von der Furcht bedroht, daß sie sich gewissermaßen zu früh gefreut habe, daß sie, wie es das Sprichwort verbietet, „den Tag vor dem Abend gelobt“ hätte. Nun weiß man zwar: mit der Gemeinde in Philippi hat den Apostel eine besondere Liebe verbunden (vgl. 4, 10 ff; 2 Kor 11, 9). Abwegig wäre es jedoch, wollte man deshalb vermuten, Paulus habe einfach von den guten Qualitäten der *Philipper* auf ihre glückliche

Vollendung bei der Parusie geschlossen. Liest man die der Danksagung folgenden Verse, dann wird erst recht klar, daß auch die Gemeinde in Philippi noch des Bittgebetes bedarf. Aber es ist wirklich zuversichtliches Gebet, das die in Mt 7, 9–11; Mk 11, 23; Lk 18, 1 ff usw. versprochenen Gebetserhörungen zumindest der Sache nach sehr wörtlich nimmt und sich infolgedessen zu gleichzeitiger Danksagung berechtigt weiß. Ohne solche Zuversicht freilich erscheint Dank und Lobpreis vielfach als zu schwach fundiert, so daß nicht zu Unrecht immer wieder die kritische Frage an uns gerichtet wird, wie wir denn solchen Lobgesang eigentlich verantworten können. Die Antwort kann letztlich nur heißen: wir können es nicht ohne Gott-Vertrauen. Motive aber gibt es genug.

Wiederum andere Aspekte bringen die *Korintherbriefe* in unsere Überlegung hinein. Im ersten lautet die Passage, auf die es hier ankommt: „*Immerfort danke* ich Gott eurewegen. Er hat euch in Christus Jesus seine Gnade verliehen. So seid ihr durch ihn in allem reich geworden, in aller Rede wie in aller Erkenntnis . . . So leidet ihr keinerlei Mangel an irgend einer Gnadengabe, in Erwartung der künftigen Erscheinung unseres Herrn Jesus Christus“ (1, 4–7). Das sind freilich für unsere nüchternen und mißtrauischen Ohren recht überschwengliche Worte. In einer Zeit, in der zuweilen lautstärker vom Elend der christlichen Botschaft als von ihrer Herrlichkeit gesprochen und geschrieben wird, in der man uns weismachen will, das Neue Testament sei durch und durch ein Manifest der Unmenschlichkeit und ein Produkt neurotischer Spießer²², bedarf es vielleicht einiger Anstrengung, um den Enthusiasmus des Paulus nachzuvollziehen. Wer ein lediglich pubertäres Verhältnis zur christlichen Botschaft hat, wird sie nicht als Motiv einer Danksagung verstehen. Aber sie kann es selbstverständlich auch heute noch sein, obwohl vielleicht nicht in dem gleichen Maße und auf die gleiche Weise wie für Paulus, weil eben die Zeiten und die Kulturen sich geändert haben. Ausgeschöpft ist der Reichtum der Gnade Jesu Christi gewiß noch nicht. Je mehr wir ihn erkennen würden, um so eher würden wir vermutlich die überschwengliche Freude des Paulus verstehen, würden selbst wieder froh und dankbar darüber sein, daß die christliche Botschaft zu uns gekommen ist. Oder wäre es uns wirklich lieber, wir hätten nie davon gehört?

Mir persönlich sagt die Einleitung des *zweiten Korintherbriefes* besonders viel. Sie ist ein eigentlicher Lobpreis und wendet sich unmittelbar an Gott. Die Korinther befinden sich wie Paulus in großer Bedrängnis, Paulus hat sogar Furchtbare erlebt, so daß er keinen Ausweg mehr

²² Vgl. J. Kahl, *Das Elend des Christentums oder Plädoyer für eine Humanität ohne Gott*. Reinbek bei Hamburg 1968.

sah(1, 8). Trotzdem schreibt er vorher: „*Gepriesen sei Gott der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der Vater des Erbarmens und Gott allen Trostes, der uns in all unserer Bedrängnis tröstet.* So können wir wiederum andere in all ihrer Bedrängnis mit eben dem Trost trösten, mit dem wir selbst von Gott getröstet werden. Denn wie die Leiden Christi in Fülle auf uns gekommen sind, so wird uns durch Christus auch in Fülle Trost zu teil“ (1, 3–5). Um die Wahrheit dieser Aussage zu erfassen, bedarf es natürlich einer größeren Lebenserfahrung. Vielleicht wird ein noch sehr junger Mensch, der sich gerade in einer Phase tiefer Depression befindet, die Behauptung, Gott würde uns in all unserer Bedrängnis trösten, als leere Phrase oder gar als gezielte Lüge beiseite schieben. Aber gerade in solchen Passagen (und nicht bei historischen Quisquilen, die im Grunde gar keinen theologischen Inhalt haben) wird die Frage nach der Wahrheit der Bibel akut. Ist das, was Paulus hier schreibt, wahr und in welchem Sinne? Galt es nur für ihn? Gilt es auch für uns? Welchen Trost meint er eigentlich? Es wird vieles davon abhängen, wie unsere eigene Lebenserfahrung in dieser Hinsicht aussieht; es wird aber ebenso darauf ankommen, daß wir unser subjektives Urteil korrigieren lassen durch Worte des Glaubens und der Hoffnung, wie sie uns etwa Paulus in diesem Zusammenhang zuruft. Ohne Glaube an Gottes Wirken in der Vergangenheit und ohne Hoffnung auf die noch ausstehende Zukunft wird dankender Lobpreis kaum zustande kommen.

Diesen Beispielen paulinischer Danksagung wäre freilich noch mancherlei an die Seite zu stellen. Worte des Dankes finden sich nicht bloß in den Einleitungen seiner Briefe, auch ihr Text selbst ist häufig von dankbaren Ausrufen unterbrochen. Ein ganzes Bündel von Motiven des Lobens und Preisens wird vor unseren Augen ausgebreitet und doch auch wieder zusammengefaßt in der oft wiederkehrenden Formel „Dank durch Christus“ (Röm 1, 8; Kol 3, 17; Eph 5, 20). Der Dank kehrt schließlich auf dem Weg zu Gott zurück, den seine Gaben zu uns Menschen genommen haben.

Merkwürdig ist vor allem das Wort „allezeit“ bzw. „immer“ ($\pi\alpha\tau\tau\sigma\tau\epsilon$), das sich in diesen Formeln findet (1 Thess 1, 2; 2 Thess 1, 3; 1 Kor 1, 4; Phil 1, 3; Kol 1, 3; Phm 4). Paulus dankt „immer“. Im zweiten Thessalonicherbrief meint er sogar: „Wir *schulden* Gott *immerwährenden Dank*“ (1, 3). Angesichts der vielfachen Bedrängnisse, Leiden, Enttäuschungen, Bitterkeiten seines und unseres Lebens, erscheint ein solches Wort vermutlich eher als Höhepunkt einer „kühnen“ Clownerie oder wie eine „unverschämte“ Komödie, die es trotz allem versteht, dem so dunklen Dasein nicht bloß Schatten-, sondern auch Lichtseiten abzugewinnen. Aber was solls? Ist christliches Beten schon deshalb völlig absurd?

Auch ein Clown kommt den Zuschauern zunächst einfach lächerlich und töricht vor. Vielleicht erst allmählich spüren sie seine Weisheit und Überlegenheit. Durch ihn gelingt ein Blick in eine andere Welt, die die unsere angreift, ihre Regeln und Perspektiven durcheinanderbringt. Daß es mit dem Christentum irgendwie ähnlich ist, sollte man nicht schamhaft verheimlichen. Schon Paulus schrieb an die Korinther: „Zum Schauspiel sind wir geworden für die Welt, für Engel und Menschen: Wir sind Toren um Christi willen“ (4, 9 f). Von ihm stammt auch das provozierende Wort: „Gottes ‚Unsinn‘ ist weiser als die Menschen“ (1 Kor 1, 25). In manchen Perioden ihrer Geschichte hat die Theologie freilich das Empfinden für diese „komische“ Seite ihrer Botschaft verloren. Heute scheint sie sich wieder neu auf sie zu besinnen. „Die Welt ist wichtig“, meint z. B. Harvey Cox (der über den Verdacht, ein weltflüchtiger Denker zu sein, gewiß erhaben ist), „aber nicht in einem letzten Sinn. Gleich dem Clown kann der Gläubende . . . sich über die eigene Lächerlichkeit lustig machen“²³. Das bedeutet keineswegs, er würde die Dinge dieser Welt einfach nicht ernst nehmen oder sie gar als „unreal“ betrachten. Er behauptet „nicht eine Schattenwelt, eine Welt der Täuschungen, sondern . . . geht von zwei Weltzeiten aus, einer vergehenden und einer kommenden, die nicht ohne Beziehung zueinander gesehen oder in ihrem Eigentlichen mit letztem Ernst aufgefaßt werden können“²⁴. Wir leben vielmehr „zwischen ihnen“ und daher stets auch in einer Hoffnung, vielleicht in einer sehr wenig geformten Hoffnung, in einer Hoffnung auf Hoffnung oder gar, wie es Paulus einmal sagte, gegen alle Hoffnung (Röm 4, 18). Solche Hoffnung aber wird ausreichen, um Danksagung und Lobpreis christlich zu verantworten, obwohl mehr gesagt werden kann und vielleicht sogar müßte²⁵.

Soll alles beim alten bleiben? – Selbstverständlich nicht. (Muß das nach diesen Zeilen noch eigens betont werden?) Christsein heißt ständige Umkehr, auch zu Weihnachten, auch an hohen Feiertagen. Das berechtigt nicht bloß zur Kritik, sondern fordert sie. Christsein heißt ebenso: „Sorgt euch um nichts, sondern worum ihr zu bitten habt, das läßt in Gebet und Fürbitte mit Dank vor Gott kommen“ (Phil 4, 6). Solche Weisung ist nicht selbstverständlich. Wenn auch sie wieder neu in Frage gestellt wird, so ist das jedermanns gutes Recht. Nicht weil die Frage neu zur Sprache kommt, sondern

²³ *Das Fest der Narren. Das Gelächter ist der Hoffnung letzte Waffe*. Stuttgart – Berlin 1970, 197.

²⁴ A. a. O. 199.

²⁵ Vgl. J. Sudbrak, *Pastorale. Dienst am geistlichen Leben*. Mainz 1971, S. 54: »Christliches Gebet kann überhaupt nicht gültig vollzogen werden ohne dieses zweckfreie Stehen vor Gott.«

weil die Antwort reichlich einseitig ausfiel, versuchten wir ihr ebenfalls kritisch zu begegnen. Wo hört hier das „Alte“ auf und wo beginnt das „Neue“? – Es ist noch gar nicht so lange her – man denke an die sogenannte liturgische Bewegung –, daß eucharistische Haltung in einer einseitig bittenden und flehenden Kirche als modern galt. Man konnte die positiven Aspekte des christlichen Glaubens nicht genug betonen. Auch das ist, wie man sieht, aus verständlichen Gründen wieder fragwürdig geworden. Gibt es eine dritte, eine andere Möglichkeit, vielleicht eine wirklich neue Sprache? – Sie kann wohl nur heißen: Bescheidenheit, im Wissen um die Relativität menschlichen Handelns und Sprechens.

Faszination aus dem Osten

Josef Sudbrack SJ, München

G. Szczesny „hält (in seinem Buch: *Die Antwort der Religionen*) den Menschen für ein Wesen, das nicht aufhören wird, Fragen zu stellen, die nur ein Glaube beantworten kann“¹. Das ist keine Liebeserklärung an die großen Glaubensgemeinschaften der Menschheitsgeschichte. Im Gegenteil! Die „Glaubensfachleute“ der klassischen Religionen werden ironisiert als Besitzer des Schlüssels der Weisheit, als fraglose Verwalter der Wahrheit, als Menschen, die aufgehört haben zu suchen.

Nun, man braucht nicht sehr belesen zu sein, um diese Ironie zu entwaffnen oder ihr doch nachzuweisen, daß sie höchstens auf Randerscheinungen des Christentums zutrifft². Um K. Rahner, einen der apostrophierten „Glaubensfachleute“ zu Wort kommen zu lassen: „Der Inhalt der christlichen Verkündigung besteht in der offengehaltenen Frage nach der absoluten Zukunft und in sonst eigentlich nichts“³. Oder in der Sprache eines evangelischen Theologen: „Der Glauben ist nicht der Lückenbüßer des Denkens; er operiert vielmehr mit Asymmetrien und Erwartungen, mit

¹ eine Umfrage mit 31 Fragen von Gerhard Szczesny bei „Glaubensfachleuten“ der großen Bekennnisgemeinschaften, Hinduismus, Buddhismus, Judentum, Katholizismus, Protestantismus, Islam, Hamburg-Reinbeck 1971, zur Einführung 5.

² Einige Zeugnisse habe ich gesammelt in *Abwesenheit Gottes*, Einsiedeln 1971.

³ *Schriften zur Theologie IX*, Einsiedeln 1970, 525.